

Die Hochzeit auf dem Sterbebette.

Von Jean Danconci.

Die Praxis des Rechtsanwalts Jules Jaluzot war immer eine ausgedehntere geworden, so daß er sich einen Bureauvorsteher hatte engagieren müssen. Der alte Duval war ein ehrlicher, gewissenhafter Mensch, der in seinem Leben schon bessere Zeiten gesehen hatte. Aber er war ein Besessener; das Unglück verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, so daß er's nicht recht vorwärts bringen konnte.

Die Arbeiten, welche Duval im Bureau nicht zu erledigen vermochte, nahm er mit nach Hause und sah dann oft bis spät in die Nacht über den Altan gebeugt. Da seine Wohnung auf dem Wege zum Gericht lag, kam es ihm hin und wieder vor, daß der Rechtsanwalt bei ihm vorstrich, um Schriftstücke, die er brauchte, selbst abzuholen. Da war ihm denn auch Maria Duval zu Gesicht gekommen, eine bleiche, magere Blondine, welche stets ihre blauen Augen beschämt zu Boden schlug, sobald der Rechtsanwalt mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen versuchte. Einige Male war Marie allein zu Hause und da bemerkte der Anwalt gar wohl, daß seine Gegenwart auf sie einen tiefen Eindruck zu machen schien. Helle Röthe überlieferte ihr Gesichtchen, sie antwortete hastig und erregt. Was Duval, daß auch der junge Anwalt rege Sympathie für das Mädchen empfand, die er aber gewaltsam unterdrückte.

Die Ferien verbrachte Jules Jaluzot im Seebad in lustiger fröhlicher Gesellschaft. Im Seebad feierte er auch seine Verlobung mit der Tochter eines reichen Fabrikanten, — zu seinem Glück fehlte es ihm nichts mehr. Nur das Eine hatte er unangenehm empfunden: der alte Duval hatte ohne Angabe von Gründen seine Stelle aufgekündigt mit der Bitte, ihn sofort gehen zu lassen, ohne daß er die Kündigungsfrist innezuhalten brauche. Da Duval für einen Nachfolger schon Sorge getragen hatte, schlug ihm der Anwalt seine Bitte nicht ab.

... Es war an einem Septemberabend. Der Anwalt saß in seinem Privatzimmer, — nach all den schönen sonnigen Tagen am Strand fühlte er sich in seinem dunklen Bureau gar nicht mehr beglückt. Plötzlich kam es ihm so vor, als ob es an die Thüre geklopft hätte, leise, leise schüchtern ... und richtig da nochmals.

„Herein!“ rief Jaluzot. Die Thüre wurde fast geräuschlos geöffnet, und über die Schwelle trat der alte Duval, fränklich aussehend, mit verweinten Augen.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich störe“, stammelte er, „aber sehen Sie. ... Sie waren immer so gut zu uns, — da habe ich denn Vertrauen gefaßt. Denken Sie ... meine Tochter, — meine süße Marie ist krank, schwer krank! — Ich möchte sie in das Krankenhaus transportieren lassen, die Ärzte bestanden darauf. Jetzt liegt sie dort, und ich fürchte, sie wird sterben ...“

„Ach, das ist ja kaum möglich“, unterbrach der Anwalt den Alten.

„Doch, doch“, beharrte der, „ich weiß es, der Arzt hat es mir selbst gesagt. Ich kam nun hierher, um ... um ...“ Thränen waten ihm in die Augen, er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Na, nur heraus mit der Sprache“, ermutigte ihn der Anwalt.

„Es wird mir schwer, es Ihnen zu gestehen“, stöhnte der Alte, „aber wissen müssen Sie es doch: meine Marie liebt Sie. Sie stirbt in kurzer Zeit und deshalb glaube ich ...“

„Kann ich Ihre Tochter sehen?“ unterbrach der Anwalt dies Gefändnis.

„Ja freilich“, rief der Alte freudig aus, „deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen, um Sie zu sehen, Sie zu besuchen. Die Ärzte sagen, Marie wird nur noch wenige Tage am Leben bleiben.“

... Eine Stunde später stand Jules Jaluzot im Kronzimmer des jungen Mädchens. Marie hatte sich entsetzlich verändert. Ihr Gesicht war länger, schmaler geworden, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, unruhig, erwartungslos flackernd. Die schneeweißen, abgegrauten Hände spielten unruhig mit der Decke des Bettes. Ja, jetzt war dieses Gesicht in Wirklichkeit schön, — aber es war die Schönheit des Todes!

Als Marie den Besuch gewahrte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Auf dem schmalen Gesichtchen erschien ein freudestrahlendes Lächeln, so daß der Anwalt ein heftiges Herzlopfen verspürte. Er nahm sich behutsam einen Stuhl und setzte sich neben das Bett. „Wie geht es Ihnen, Fräulein Marie?“ mehr wie diese triviale Frage vermochte er nicht hervorzubringen.

„Ich danke, schlecht, herzlich schlecht“, erwiderte die Kranke und nun erzählte sie ihm offen, ohne Scheu, den Roman ihres Lebens. Und dieser Roman war, — ihre Liebe zu dem jungen Rechtsanwalt. Das war die Liebe eines unerfahrenen Mädchens zu einem Ideal, das zu erreichen das Glück ihres Lebens bilden mußte. Ingeheim war es der Schwärmerei eines Jünglings von kurzer Dauer, das nur die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt hatte.

Die Sinne des Anwaltes schwirrten durcheinander, ein eigenartiges Gefühl der Buneigung zu der dem Tode Geweihten erfaßte ihn, — ein Gefühl der Reue, des Erbarmens. Da tönte es mit sanfter, erwartungsvoller Stimme an sein Ohr:

„Und Sie ... Sie haben niemals an mich gedacht?“

Die Antwort fiel dem Rechtsanwalt herzlich schwer. Sollte die Kranke durch sein „Nein“ quälen oder sollte er ihr durch eine Lüge die letzten Stunden ihres Lebens erleichtern? Das Gefühl des Erbarmens behielt den Sieg über die Wahrheit.

„Mein Fräulein!“ brachte er mit stockendem Athem heraus, „mein Fräulein Marie: Ich habe Dich schon seit unserem ersten Zusammentreffen geliebt mit der ganzen Gluth meines Herzens ...“

„Ach mein Himmel, ist das wahr?“ erklang die angstvolle Gegenfrage. Ein Ausdruck der Freude, wie ihn der Anwalt selbst bei einem von schwerer Anklage freigesprochenen nicht erblickt hatte, breitete sich über das todblaue Gesicht der Kranken.

„Das ist die Wahrheit“, versicherte Jules Jaluzot und seine Hand suchte die des jungen Mädchens.

... Seit diesem Tage war der junge Rechtsanwalt ständiger Besucher im Hospitale. Und mit Entsetzen mußte er konstatieren, daß das Lebensflämmchen seiner „Braut“ mehr und mehr dem Ende sich zu neigte.

„Wann werde ich denn eigentlich gesund werden?“ fragte die Kranke eines Morgens ganz unvermittelt. „Ob ich es denn überleben werde, daß Du mich zum Altar führst?“

„Beruhige Dich, mein liebes Kind“, tröstete sie der Anwalt, „das wirst Du sehr bald erleben, das kann ich Dir versichern.“

Und nun begann für ihn aufs Neue der Gewissenskonflikt. Er schwankte hin und her, aber schließlich wurde es ihm zur Gewissheit: brach er sein Versprechen, so vernichtete er das Leben des Mädchens, das aus der Welt scheiden mußte mit den Gefühlen der Bitterkeit und des Hasses gegen die schlechte Menschheit.

Da faßte er den Entschluß, sich mit Marie Duval trauen zu lassen. Ihre Lebensdauer war ja an den Fingern abzuzählen, — weshalb sollte er ihr die letzten Stunden ihres Lebens nicht verschönern? Seine Braut würde ihm seine Handlungsweise gewiß

getne verzeihen, wenn sie später es erfahren würde, welche Gründe ihn dazu bewogen hatten.

Heute habe ich das Aufgebot besorgt“, berichtete der Anwalt dem alten Duval. Dieser eilte sofort nach dem Hospitale, um seiner Tochter die Freudenbotschaft zu überbringen. Das Glück der Kranken war unbeschreiblich.

Die Formalitäten wurden in kürzester Frist erledigt und so nahe der Tag der Trauung. Die Kranke war in ein besonderes Zimmer gebettet worden, sie war umgeben von jedem Komfort und jeder Aufmerksamkeit, die liebevolle Hände ausstrecken konnten. Marie schien überglücklich. Sie richtete sich mit energischem Ruck empor bei der bekannten Frage des Standesbeamten und ihr „Ja“ klang hell und hoffnungsfreudig durch den Raum.

Dann kam ganz unvermittelt der Rückschlag. Je mehr die Vorbereitungen zur Trauung durch den Priester getroffen wurden, desto unruhiger wurde die Kranke. Die Anwesenden, auch der Priester, merkten wohl, daß die Ceremonie möglichst abgekürzt werden müsse, weil jede weitere Aufregung das nur noch schwach glimmende Lebenslicht zum Erlöschen bringen könnte. So beeilte man sich.

Jules Jaluzot stand unbeweglich, er hielt die feucht-kalte Hand seiner Braut zart umschlossen in der Seinen.

„Ja ...“ — der Priester drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn der jungen Frau und ließ sich hinaus geleiten.

Marie war erschöpft auf ihre Kissen zurückgefallen.

„Liebster Jules“, klang es, schwach wie ein Windhauch an sein Ohr, „liebst Du mich denn wirklich, mich armes Mädchen? Ach, wie ich mich freue, wie werden wir Beide glücklich sein. Ich fühle jetzt, daß ich nicht sterben werde, daß ich nicht sterben kann!“

Und dabei erlosch das Licht ihrer Augen immer mehr, das Gesichtchen wurde fahl, gelb, — die Hand erkaltete.

„Ich darf doch jetzt mit dem frischen Blut nicht sterben“, richtete sich der todesmatte Körper noch einmal hoch, „wir werden auf dem Lande wohnen inmitten von süßduftenden Rosen. Ueber uns der klare, blaue Himmel ...“

Da sank Marie lautlos zurück. Kissen wurden herbeigebracht, um sie zu stützen, — vergebens, das fliehende Leben war nicht mehr zurück zu halten.

Die Dämmerung brach herein. Jules Jaluzot erhob sich mit Mühe von seinem Stuhle. Noch einmal blickte er auf die weiße Gestalt, die unbeweglich in den Kissen ruhte. Ein Lächeln der Freude schien noch auf dem erstarrten Gesichtchen zu liegen. Er konnte seine Thränen nicht unterdrücken. Nochmals küßte er die Schmale, fast durchsichtige Hand.

Dann aber schritt er aus dem Sterbezimmer hinaus, stolz in diesem Augenblick, weil er sich glücklich fühlte, durch eine unschuldige Unwahrheit die letzten Augenblicke einer Sterbenden verschönt zu haben.

Sarg-Magazin

Carl Rossbach, Bebergasse 56.

Großes Lager jeder Art

Holz- u. Metallsärge, sowie compl. Ausstattungen.

Sämtliche Lieferungen zu reell billigen Preisen. 1880

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparnis hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

1777

Langgasse 3, 1. Stiege, kein Laden, Langgasse 3, 1. Stiege.

Uhren u. Goldwaaren

Weiser von 2.50 an, Remontoir von 4.50 an.

Reparaturen solid und billig.

Karl Becker, Uhrmacher,

Große Burgstraße 10.

1107

Acad. Zuschneide- u. Anfertigungs-Unterricht

für Damen:Garderobe ertheilt

6475

Frau Aug. Roth, Albrechtstr. 40, 2.

Blinden-Anstalt

Wallmühlstr. 13.

Blinden-Heim

Emserstr. 51.

empfehlen die Arbeiten ihrer Höglings und Arbeiter: Körbe jeder Art und Größe, Bürstenwaaren, als: Besen, Schrubber, Kämme und Bürstbüschel, Anschläger, Kleider- und Tischbürsten etc., ferner: Fußmatten, Klopfer, Stroßröste etc. Rohstoffe werden schnell und billig neugeflochten, Korbbau-Reparaturen gleich und gut ausgeführt. Auf Wunsch werden die Sachen abgeholt und wieder zurückgebracht.

695



Unterricht für Damen u. Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einfache, doppelte und amerikan.), Correspondenz, Kaufmännisches Rechnen (Prozent-, Zinsen- und Conto-Corrent-Rechnen), Wechsellehre, Kontor-Funde. — Gründliche Ausbildung. Rascher und sicherer Erfolg.

Tages- und Abend-Kurse.

NB. Neuerrichtungen von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbstberechnung, werden discret ausgeführt. 6550

Heinr. Leicher,

Kaufmann,

langjähriger Kassierer an groß. Lehr-Instituten.

Süßenplatz 1a, 2. Thoreingang.

Stickelmühle

Restaurant & Café.

Am Ausgang Sonnenbergs im Goldsteinthal direkt am Wald gelegen, ist mit der elektrischen Bahn Wiesbaden-Sonnenberg bequem zu erreichen.

Prima Speisen u. Getränke,

sowie aufmerksame Bedienung. 4052

Besitzer: Josef Klein.

PFLEGE DEIN HAAR



Pomade, Öl und schädliche Essenzen dürfen nicht auf die Kopfhaut gebracht werden. Es giebt etwas viel Besseres, wodurch Haar und Kopfhaut erfrischt und gestärkt, das Haar seideweich, äppig, glänzend und geschmeidig wird. Dieses vorzügliche, erstklassige Haarwasser heißt

JAVOL

und findet sich auf den Toiletentischen der ersten Kreise, da sein Erfolg ein ganz unvergleichlicher ist. Man erhält es, die Flasche zu Mk. 2.—, Doppel-flasche Mk. 3.50 in allen feineren Parfümerien, Drogerien und Coiffeur-geschäften, auch in Apotheken.

MIT JAVOL!

Email-Firmenschilder

liefert in guter Ausführung in 3—8 Tagen.

Wiesbadener Email-Verf. von M. Rossi,

Mauergasse 12.

Meyergasse 3.

4117



Aus der Welt. Ein Hundertjähriger. Den hundertsten Geburtstag beging dieser Tage in dem märkischen Orte Seelow der Justizrath Wilhelm Jabel. Dieser ehrwürdige Patriarch unter den Männern der



Rechte erfreut sich voller geistiger Frische und körperlich ist er noch so rüstig, daß er ohne Unterstützung die zu seiner Wohnung führende Treppe herab- und hinaufsteigt. Er wurde an seinem 100. Geburtstag zum Geheimen Justizrath ernannt.

Die Photographie eines entlassenen Bräutigams. Wir lesen im „N. Wien. Tagbl.“: Der Fabrikbeamte Franz B. ließ sich im Juni 1898 mit seiner damaligen Braut, Fräulein Wilhelmine B., photographieren und sendete ihr die fertigen Cabinetbilder in eine Provinzstadt, in die sie zu Verwandten übersiedelt war. Als nach 3 Jahren aber das Verlöbniß gelöst wurde, begehrte B. die Photographien zurück und verklagte seine ehemalige Braut, als sie die Bild nicht ausfolgte, auf Rückstellung von vier Photographien, die er mit 24 K. bewertete. In der Verhandlung schränkte B. seinen Anspruch auf die Hälfte ein, indem er nämlich nur jenen Teil der Photographien verlangte, auf dem sein Bild sich befände. Der Klageabweisung führte aus, daß ein gemeinsames Bild verleihe einem Freundschafts- oder Liebesverhältnis gewissermaßen Dauer und verleihe seine Daseinsberechtigung, sobald das Verhältnis, dessen Symbol die Photographie bilde, zu bestehen aufgehört habe. B. habe ein moralisches Anrecht zumindest auf sein Bild; ein Anderer dürfe es gegen seinen Willen nicht besitzen. Der Vertreter der gewesenen Braut entgegnete, so lange die photographische Technik es nicht gestatte, Bilder so herzustellen, daß sie nathigensfalls auch ohne Vernichtung ihres Kunstwerthes geteilt werden können, so lange dürfe auch eine solche Teilung nicht verlangt werden. Der Richter wies die Klage ab, da er die Hingabe der Photographien als Schenkung ansah. Eine Schenkung unter Verlobten werde durch die Auflösung des Verlöbnisses nur dann rückgängig, wenn das Geschenk einen Vermögenswerth darstelle. Nach dem Gesetze seien nicht einmal Schmuckgegenstände zurückzustellen, geschweige denn ein paar Photographien. Einen Teil der Photographien zurückzustellen, konnte die Beklagte umso weniger, als sie die Photographien als Ganzes geschenkt erhielt.

Ueberzählige Frauen in England. Bei der letzten Volkszählung, welche im vorigen Jahre stattfand, wurden in der Grafschaft London, das ist London ohne seine Vorstädte (für Groß-London und das übrige England liegen die Resultate noch nicht vor), 777,363 verheiratete Männer und 793,097 verheiratete Frauen, 72,128 Wittwen und 197,517 Wittwen gezählt. Wie ersichtlich ist die Zahl der Wittwen doppelt so groß, wie die der verheirateten Frauen und beträgt nahezu den vierten Teil der Zahl der verheirateten Frauen d. h. auf vier verheiratete Frauen kommt eine Wittwe. Die Ursachen dieses ungünstigen Verhältnisses liegen darin, daß die Engländer ein seefahrendes Volk sind, wie keines in der Welt, daß das Meer alljährlich eine große Anzahl von Menschenleben fordert, darunter die Mehrzahl Männer, von denen viele verheiratet waren und Wittwen hinterlassen. Auch der südafrikanische Krieg hat viele Wittwen gemacht. Daß 63,085 verheirateten Frauen in London gezählt wurden, deren Männer abwesend waren, läßt sich zum großen Teil aus denselben Gründen wie die große Zahl der Wittwen erklären. Wie aber soll man sich die andere Thatsache denken, daß 47,301 verheiratete Männer in der Volkszählungsnacht in London anwesend waren, deren Frauen in derselben Nacht abwesend waren? Man kann die Abwesenheit der Frauen nicht mit dem Kriege, der Schiffahrt und der Kolonisation begründen. Es ist kein Zweifel, daß in der Volkszählungsnacht eine gewisse Anzahl von verheirateten Männern, wie Parlamentsmitglieder, Geschäftsreisende, Besucher und andere sich in London aufhielten, die ihren Wohnsitz außerhalb Londons haben und ihre Frauen zu Hause gelassen hatten. Auch muß damit gerechnet werden, daß zu jeder Zeit eine gewisse Anzahl von verheirateten Frauen ihrer Gatten wegen oder aus anderen Gründen an der Seeküste von England oder im Auslande ist, deren Männer ihre Geschäfte in London zurückhalten. Wenn aber auch alle verheirateten Frauen, London zurückhalten, „mit Entschuldigung“ abwesend waren, in Abzug gebracht werden, so bleibt doch noch eine sehr große Zahl von verheirateten Frauen übrig, welche für ihre Abwesenheit keine Entschuldigung haben, das will sagen, daß es in London und England überhaupt sehr viele Frauen gibt, mehr als in irgend einem anderen Lande, welche von ihren Männern getrennt leben und für die Trennung keine andere Entschuldigung haben, als daß sie oder ihre Männer oder gar beide Theile es so wollen, weil ihre Ehe keine glückliche ist. Es giebt in England über 1 Millionen heirathsfähiger Frauenpersonen, Mädchen und Wittwen, welche nicht heirathen, nicht wieder heirathen können, weil ihnen keine heirathsfähigen Männer gegenüberstehen; sie sind einfach überzählig. Darunter sind sehr viele, welche gern heirathen möchten, wenn sie könnten. Addirt man die Zahl der heirathsfähigen Mädchen, welche

aus Mangel an vorhandenen unverheirateten Männern nicht heirathen können, sowie die Zahl derjenigen Frauen, welche aus irgend einem Grunde, einerlei, ob entschuldigt oder nicht entschuldigt, von ihren Männern getrennt leben, zu der Zahl der vorhandenen Wittwen, so ergibt sich, daß schon auf zwei verheiratete Frauen, welche mit ihren Männern zusammenleben, eine Wittwe, verheiratete, aber getrennt lebende Frau oder ein heirathsfähiges Mädchen kommt. Das ist ein sozialer Mangelstand, welcher zur Bildung der Englischen Frauen-Auswanderungsgesellschaft geführt hat. Diese Gesellschaft hat sich zum Ziele gesetzt, die in England überzähligen Frauen zur Auswanderung zu veranlassen und ihnen dabei behülflich zu sein.

LOKALES

Wiesbaden, 7. Juni.

rr. Krippenverein. In der Aula der höheren Töchter-schule fand vorgestern Nachmittag die konstituierende Versammlung zur Gründung eines Krippenvereins statt. Der Krippenverein strebt in erster Linie die Errichtung von Krippen an, in welchen Kinder im Alter von 6 Wochen bis 3 Jahren tagsüber Unterkunft finden, damit den arbeitsfähigen Müttern Gelegenheit geboten werden kann, dem oft dringend notwendigen Verdienst nachzugehen und dadurch dem oft färglichen Arbeitslohn des Mannes einen Zusatz zu bieten. Jeder Mensch sieht wohl die Vorteile ein, die solche Krippen den Kinderbeglückten bieten und dennoch wird für die Errichtung solcher Krippen so gut wie nichts gethan. Im Gegentheil, es wird noch gegen die Errichtung agitiert. In Preußen sind gegenwärtig nur 70 Krippen vorhanden. In Italien, Schweiz, Oesterreich und Amerika und diesen Ländern voran in Frankreich, bestehen in ausreichender Anzahl Krippen, in welchen die Kinder Pflege und Wartung erhalten. Nur in Deutschland haben die Bestrebungen schlechtere Fortschritte gemacht. Der Krippenverein hofft jedoch durch seine Konstituierung den Stein ins Rollen zu bringen, sodaß sich auch in anderen Städten Krippenvereine bilden. Zur Errichtung von Krippen gehört jedoch Geld, Geld und abermals Geld und viel muß daher noch auf dem Gebiete der freiwilligen Wohlthätigkeit gethan werden. Soviel von Seiten des Auslaufes geschehen konnte, ist geschehen. Wohlthätigkeitsveranstaltungen, Krippenfest und Frühlingstfest haben stattgefunden und gute Resultate gebracht, sodaß der Vermögensbestand jetzt M. 4872.38 beträgt. Als Mitglieder haben sich 98 Personen mit einem Gesamt-Jahresbeitrag von 678 M. eingetragen. Der Verein soll den Namen „Wiesbadener Krippenverein“ erhalten und als solcher in das Vereinsregister eingetragen werden. Uneheliche Kinder sind von der Ausnahme in der Krippe nicht ausgeschlossen und den Eltern kann im Falle der Noth die Pflegegebühr erlassen werden. Die Vereinsstatuten wurden bis zur nächsten Generalversammlung, welche Ende Oktober stattfindet, als vorläufige Satzung angenommen. Nachdem auch noch ein provisorischer Vorstand gebildet worden, war der Krippenverein gegründet und die Versammlung fand nach 6 Uhr ihren Schluß. Nach Schluß der Versammlung zeigten sich noch eine Anzahl Damen der Gesellschaft als Mitglieder ein.

Der Lesevereine für den Landkreis Wiesbaden hielt am Mittwoch den 4. Juni im neuen Kreisbau (Liesingstraße) hier unter dem Vorsitze des Herrn Landraths v. Herberg eine Versammlung der Vorstandmitglieder resp. der Vertreter der Ortsgruppen ab. Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung durch Herrn Kreisaußschußsekretär-Assistenten Hagedorn erstattete Herr Lehrer Witten-Mordenstadt als 1. Schriftführer den Jahresbericht. Nach demselben zählt der junge Verein gegenwärtig bereits 1400 Mitglieder. In 20 Gemeinden bestehen Ortsgruppen mit Bibliotheken, die meist von Lehrern verwaltet werden. Der Verein wurde vom Staate und Kreis mit je 500 M. unterstützt. Diese Beträge wurden zur Gründung und Ausstattung der Bibliotheken verwendet. Die Mitgliedsbeiträge verbleiben gleichfalls in den Kassen der Ortsgruppen, auch für dieses Jahr sollen die Mitgliedsbeiträge der Ortsgruppen ganz überlassen werden. Wie im Vorjahre so erhielt auch dieses Jahr jedes Mitglied als Mitglieds-gabe ein Exemplar des Sohererschen Dorfkalenders, der sich vor allem die Wohlthätigkeitspflege auf dem Lande zur Aufgabe gestellt und großen Anklang gefunden hat. An die Stelle des nach Berlin verlegten Grafen von Schlieffen wurde Herr Landrath v. Herberg als 1. Vorsitzender gewählt. Herr Graf von Schlieffen, der zum Ehrenmitglied ernannt ist, erhält in den ersten Tagen einen künstlerisch ausgestatteten Ehrenbrief im Rahmen zugestellt. Für den verstorbenen Herrn Hofmeister Culmer trat Herr Bürgermeister Lehr-Schierstein in den Vorstand ein. Zu Stellvertretern des 1. Vorsitzenden wurden die Herren Rektor Gabel-Viehrich undarrer Kopfermann-Bredenheim bestimmt. Die mit 74 Mitgliedern ins Leben getretene Ortsgruppe Dellenheim wird durch die Herren Lehrer Witten und Jung im Vorstand vertreten. Obmann dieses Ortsvereins ist Herr Dekan Dr. Lindenberg. Mit der Prüfung der von Herrn Witten verwalteten Kasse wurden die Herren Hfr. Heyne und Lehrer Kadu-Nordenstadt und Lehrer Heymann-Mallau beauftragt. Die Rechnung schließt ab mit einem Kassenbestande von 82 M. Die Generalversammlung ist am 18. d. M. Nachmittags 4 Uhr in Viebrich. In derselben hält Herr Pfarrer Kopfermann-Bredenheim einen Vortrag über „Wohlfahrtspflege auf dem Lande.“

rr. Bürgeraal. Wer es weiß, mit welchen Kosten die Zusammenstellung eines Programms verknüpft ist, das nur einigermaßen den Ansprüchen des Publikums entspricht, der wird es zu würdigen wissen, wenn die Direktion des Bürgeraaes, trotz der heißen Jahreszeit, in der erfahrungsgemäß auf einen starken Besuch nicht zu rechnen ist, die Kosten nicht gespart und ein Programm aufgestellt hat, das in jeder Beziehung ein musterhaftes zu nennen ist. Da ist zunächst die Typo- und Lithographiekosten, die mit ihren ansprechenden Lieberwörterungen und ihrem Streichhölzchen-ähnlichen wohlverdienten Beifallsbezeugungen erntet. — Die spannenden Leistungen des Mr. Selbini am Klavier und den hängenden Seilen, die überraschende und zum Teil neue Tricks bieten, rufen stürmischen Beifall hervor. Jede der Dar-

bietungen war eine ebenso gefährliche, wie geschickte akrobatische Kunstleistung. Als eine nicht minder interessante Nummer können wir diejenige des Handequilibristen Charles Serello bezeichnen. Die equilibristischen Handstandskünste werden auf das Eleganteste ausgeführt. Ein besonders schwieriger Trick ist das Auf- und Verlegen von Holzklöben, bei dem Serello eine außerordentliche Kraft und bewundernswürdige Sicherheit entwickelt. Der wohlverdiente Beifall wurde diesem Kraftmenschen denn auch nicht karg zugemessen. — Einen ausgezeichneten Humoristen hat die Direktion diesmal in Otto Giese gewonnen. Giese versteht es, durch sein ungekünsteltes Benehmen und sein Witzspiel, sowie durch seine feinen, geistreich pointierten Vorträge die Lachmuskeln der Zuhörer in Bewegung zu setzen und stürmischen Beifall, sowie nicht endenwollende Hervorrufe zu erzielen. — Nicht minderen Erfolg hatte seine weibliche Kollegin, die Soubrette Erna Wollstedt. Munter und leb in ihren Bewegungen und Liedern weiß sie das Publikum bald für sich zu gewinnen, denn wer wäre nicht für einen gelunden urwüchsigen Humor empfänglich. So erringt Erna Wollstedt allabendlich große Erfolge. — Eine Nummer, die allseitig Bewunderung und Erstaunen hervorrief, besaß die Direktion in dem amerikanischen Karten- und Münzenbeschwörer Mr. Labori. Obwohl wir nicht an Hexenkünste glauben, müssen wir doch zugeben, daß die Experimente des Mr. Labori geradezu an das Phänomale grenzen. Mr. Labori verdient mit Recht das Prädikat eines Meisters in dem Gebiet der schwarzen Kunst. — Renade und Paul Milands sind ausgezeichnete Gesangs- und Tanz-Duetten. In schönster Harmonie paaren sie Tanz und Humor und erzielen ebenfalls damit einen großen Erfolg. Nicht unerwähnt wollen wir auch die streblame Kapelle unter ihrem Kapellmeister Herrn Hendrik Jacobs lassen. Besondere Erwähnung gebührt dem von Herrn Kapellmeister Hendrik komponierten Concertstück: „Grüße aus Heidelberg“. Ein Besuch des Bürgeraaes ist zu empfehlen, zumal das Lokal durch einen Ventilator stets rauchfrei gehalten wird.

• Eine neue Polizeiverordnung für den Regierungsbezirk, welche am 1. Juli in Kraft tritt und durch welche die einschlägige Verordnung vom 30. Oktober 1889 aufgehoben wird, regelt die gewerbmäßigen Schlachtungen. Danach müssen alle gewerbmäßigen Schlachtungen, einschließlich derjenigen des Federziehs, in geschlossenen, dem Publikum nicht zugänglichen Räumen stattfinden. Ferner wird u. A. bestimmt: Das Schlachten sämtlichen Viehs, mit Ausnahme des Schaf- und Federziehs, darf, sofern es nicht nach jüdischem Ritus stattfinden soll, nur nach vorhergegangener Betäubung durch Kopfschlag oder geeignete Betäubungsapparate stattfinden. Bei dem Schlachten von Grob-vieh müssen mindestens 2 erwachsene kräftige männliche Personen thätig sein. Die Anwendung des Genickschlags ist verboten.

• Unbestellbare Postsendungen. Bei der Ober-Postdirektion in Frankfurt (Main) lagern nachgezeichnete in Wiesbaden eingelieferte unbestellbare Postsendungen, deren Abnehmer nicht haben ermittelt werden können: 1) Gewöhnlicher Brief vom 10. 12. 1901 mit einem Einschießschein (10 Dollar) an Dr. C. F. Bachmann in Altrien, Wisconsin. 2) Gewöhnlicher Brief mit 5 K. vom 28. 3. an Frau A. Kugelgen in Dessau. 3) Einschreibbrief vom 28. 6. an R. Offenbroich in Berlin hauptpostlagernd. 4) Einschreibbrief vom 24. 3. an Vina Eisenbeis per Adresse Benz in Frankfurt (Main). Die unbekannten Eigentümer können ihre Ansprüche, u. U. durch Vermittelung der Postanstalt ihres Wohnorts, bei der Ober-Postdirektion in Frankfurt (Main) bis zum 15. Juli 1902 geltend machen. Nach Ablauf dieser Frist werden die Geldbeträge der Postunterstützungs-kasse überwiesen und die sonstigen zum Verkauf geeigneten Gegenstände des Inhalts der Sendungen zum Besten dieser Kasse versteigert.

• Hilfsverein des Victoria-Kreuzes. Am 31. Mai sind 20 kretophulöse Kinder nach wöchentlichem Kur in der Kinderheil-anstalt zu Kreuznach hierher zurückgekehrt. Mit Freuden konnte man konstatieren, daß die Kur auf das körperliche Befinden der Kinder einen äußerst günstigen Einfluß ausgeübt hat, worauf auch das gute Aussehen derselben schließen ließ. Auch dieser Tage wurden wieder 20 Kinder auf Kosten des Hilfsvereins in die genannte Anstalt aufgenommen.

Aus dem Gerichtssaal.

Strakammer-Sitzung vom 6. Juni.

Wahrung vermeintlicher Rechte.

Im Jahre 1891 ist über das Vermögen des Buchbinders Gg. Scheerer in Geisenheim der Concurs eröffnet und der Rechtsan-walt und Notar v. d. Heyde in Wiesbaden zum Verwalter des Concurses bestellt worden. Sch. glaubt sich durch die Verwaltung der Masse geschädigt. Er verlangte Rechnungslegung, weil seiner Ansicht nach noch ein Vorüberfluß von M. 2000 vorhanden sein müßte, reichte auch eine entsprechende Klage ein, wurde aber abgewiesen. Dann verfaßte Sch. ein Schriftstück, welches er gedruckt verbreitete und welches schwere Verleumdungen des Curatperso-nals des Rechtsanwaltes enthielt. Hierfür wurde er wegen Ver-gewalts aus § 186 R. St. G. B. mit vier Wochen Gefängnis be-strast. Auch darnach beruhigte sich aber der Mann noch nicht. In einer Eingabe an die Kgl. Staatsanwaltschaft verfaßte er noch-mals seinen Willen durchzusetzen und weil er in derselben den Con-cursverwalter beleidigt habe, belästigte ihn das Schöffengericht noch-mals mit einem Monat Gefängnis. Nach der Ansicht der Strakammer, die als Berufungsinstanz angerufen wurde, hat Scheerer in Wahrung vermeintlicher Rechte gehandelt, auch aus der Form geht die Absicht der Verleumdung nicht hervor, der Mann wurde daher unter Aufhebung des ersten Erkenntnisses freige-sprochen.

Standesamt Frauenstein

Geboren: Am 9. Mai dem Maurer Pet. Umstädter hier e. T. Anna.
Getraut: Am 31. Mai der Schuhmacher Heinrich Ott 3. hier, mit Mathilde Leicher von Hirsheim.
Gestorben: Am 21. Mai der Tagelöhner Johann Reip hier, 57 Jahre alt.

Restaurations- und Lustort „Wilhelmshöhe“ bei Sonnenberg.

In 20 Min. durch die Turanagen oder Parkstraße, in 4 Min. von der Haltestelle der elektr. Bahn Adolfsstraße-Wilhelmshöhe zu erreichen. Unentgeltlich schöner Aussichtspunkt der ganzen Umgebung. Speisen u. Getränke in bekannter Güte. Cibile Preise. 5683 Ref.: J. Diemer.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Entartet.

A.: „Es ist in unserer kleinen Stadt noch alles so wie früher. Aber sagen Sie 'mal, was ist aus den Söhnen der Wittve Schmidt geworden?“

B.: „Die sind beide entartet. Der eine sitzt im Korrekthaus, und der andere ist Schriftsteller geworden.“

Aus Bliemchens Sammlung.

Es hilft Sie gegen Hunger
A' Zweefundbrod mid Worsch
Un Wasser, Wein und „Lager“,
Das schilld den greechden Dorisch.

Emil Gausch.

Im Dusef



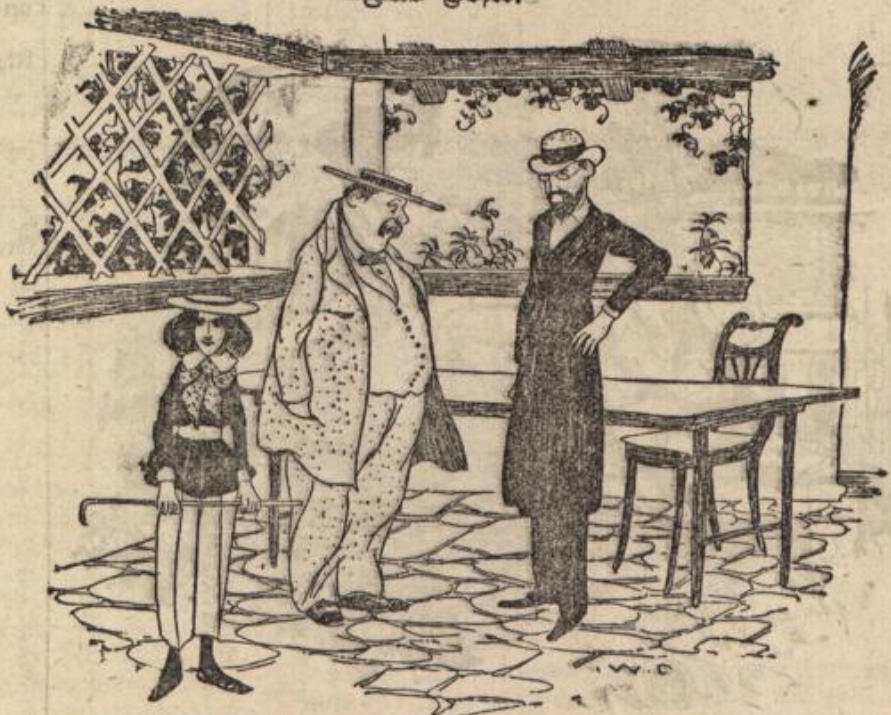
„Muß der einen Rausch gehabt haben! Verliert seinen Hut und merkt es gar nicht einmal!“

Die Angler.

„Gar nichts gefangen heute?“

„Rein, es fehlte der dritte Mann, sonst hätten wir einen Dachs gefangen!“

Das Erste.



A.: „Sie lassen Ihren Sohn Musik studiren?“

B.: „Ja.“

A.: „Na, hat er denn schon einen Lehrer?“

B.: „Rein, noch nicht; vorläufig läßt er sich erst die Haare wachsen!“

Guter Rath.



Fremder (der furchtbare Zahnschmerzen hat): „Ob man mir hier im Dorf den Zahn nicht schmerzlos auszieht?“
 Wirth: „Kausen S' doch heut' Abend mit; dabei werden Sie den Zahn los und haben 's Vergnügen noch umsonst!“

Gerechte Entrüstung.

Frischgeadelter (dem seine Gattin ein Taschentuch ohne Wappen giebt):
 „Nu, wie kannst De mer geben ä so ordinäres Taschentuch!“

Naiv.



„Du, Mama, was sind denn das für Thiere?“ — „Das sind Schafe, mein Kind.“ — „Gelt, weil's dumm sind, Mama?“

Ein Akademiker.

Redakteur: „Ich begreife nicht, wie Sie sich um die ausgeschriebene Stelle bewerben können. Wir haben doch ausdrücklich einen akademisch gebildeten Herrn verlangt.“

Bewerber: „Aber ich habe doch die Akademie besucht.“

Redakteur: „So? Welche denn?“

Bewerber: „Die Schneider - Akademie.“

Gedankensplitter.

Auch Idealisten schätzen schmachhafte Gerichte.

Des alten Ungarn Freid.

Liebchen, hät, hob ich nicht mehr,
 Will mich kaine hoben;
 Reiten fällt mir auch schon schwer,
 Und zu noß is Groben.
 Szardas tanzt sich grad' nicht leicht
 Mit zu staisen Bainen,
 Dadrum flücht' ich mich ganz still —
 Sin zu Ungarns Bainen.
 Küßt Zigeunerin auch fain,
 Fainer küßt Tokajerwain;
 Und macht Freid' auch Ungarferd —
 Ungarnwain is wait mehr werth.
 Er macht niemals nicht Verdruß
 Und schmeckt süß wie Madelluß! —
 Frißt an Haser mich nit arm —
 Macht das alte Herz noch warm.
 Eljen drum du Flasche main —
 Eljen, alter Ungarwein!

Wahr.

Wer genau die Welt betrachtet,
 Sieht es wohl mit Klarheit:
 Alles war schon einmal Mode,
 Nur noch nie die Wahrheit!

Gleichartig.

Conditor: „Was, Sie sind
 Heirathsvermittler und selbst
 Junggeselle?“

Herr: „Ja, sehen Sie, mir
 geht's wie Ihnen . . . Sie
 essen die Süßigkeiten auch nicht,
 die Sie feil halten!“

Der kleine Diplomat.

Papa: „Sage 'mal, Karl-
 chen, wollen wir gehen, oder
 soll ich eine Droschke nehmen?“

Karlchen: „Wenn Du
 mich tragen willst, Papa, wollen
 wir gehen!“

Besorgt.

Erster Radfahrer: „Nimm
 Dich in acht, da hinten spaziert
 ein ganzes Pensionat Damen!“

Zweiter: „Famos; wenn ich
 nur gerade einer Hübschen in
 den Arm falle!“

Zu viel gesagt!



Villy: „Ach, Herr Baron, wenn sich ein Herr meiner wegen duellirte, es wäre entzückend!
 Ich würde ihn nehmen, und wenn er todt wiederkäme!“

Illustrierte Redensart.



Einer, der vor Scham in die Erde sinkt.

Eine gute Seele.

„Weshalb schreibt der Dichter Buttermann nur Novellen, in
 denen Sie sich nicht kriegen?“

„Er ist selbst verheirathet und hat ein zu weiches Gemüth, er
 kann Niemanden leiden sehen!“

Für alle Fälle.

Kaufmann (zu dem stellesuchenden Commis): „Können Sie
 Caution stellen?“

— „Zu welchem Zweck? Ich habe doch mit Geldsachen nichts
 bei Ihnen zu thun?“

— „Das nicht, aber zum Durchbrennen bleibt immer noch
 meine Tochter!“

Die unglückliche Dreizehn.



Richter: „Es ist bereits das dreizehnte Mal, daß Sie vor
 Gericht stehen, und Sie haben es nur Zufälligkeiten zu danken,
 daß Sie freigesprochen sind.“

Angellagter: „Donnerweiter, das ist Pech, beim drei-
 zehnten Mal freigesprochen zu werden.“

Annonce.

Stellung sucht fein-
 gebildete Dame. Alter
 nach Wunsch.

Fataler Irrthum.

Student (zum Onkel,
 der ihn besucht hat):
 „Nun, hast Du nach
 dem Weg, den ich Dir
 beschrieben habe, die
 Universität gefunden?“

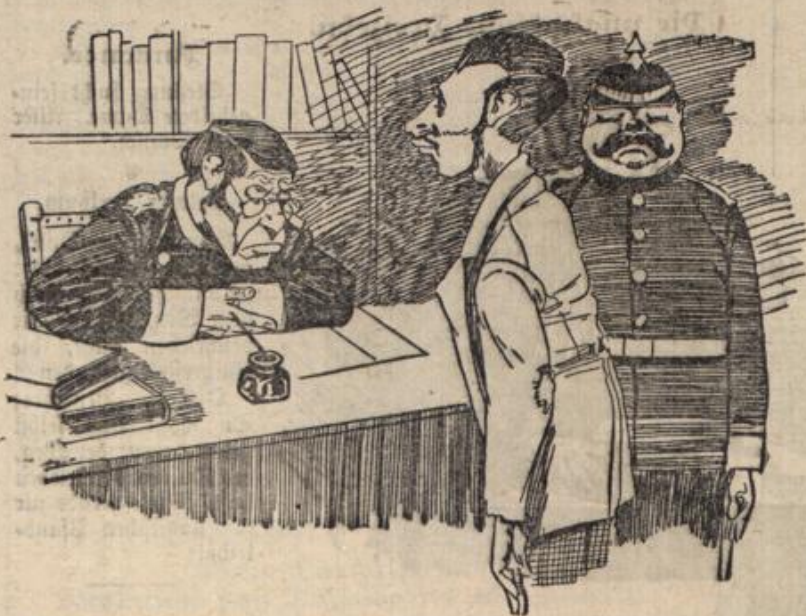
Onkel: „Gewahre;
 Du mußt Dich selbst
 geirrt haben; der Weg,
 den Du mir beschrieben
 hast, führte gerade zur
 . . . städtischen Pfand-
 leihe!“

Eine Schlaue.



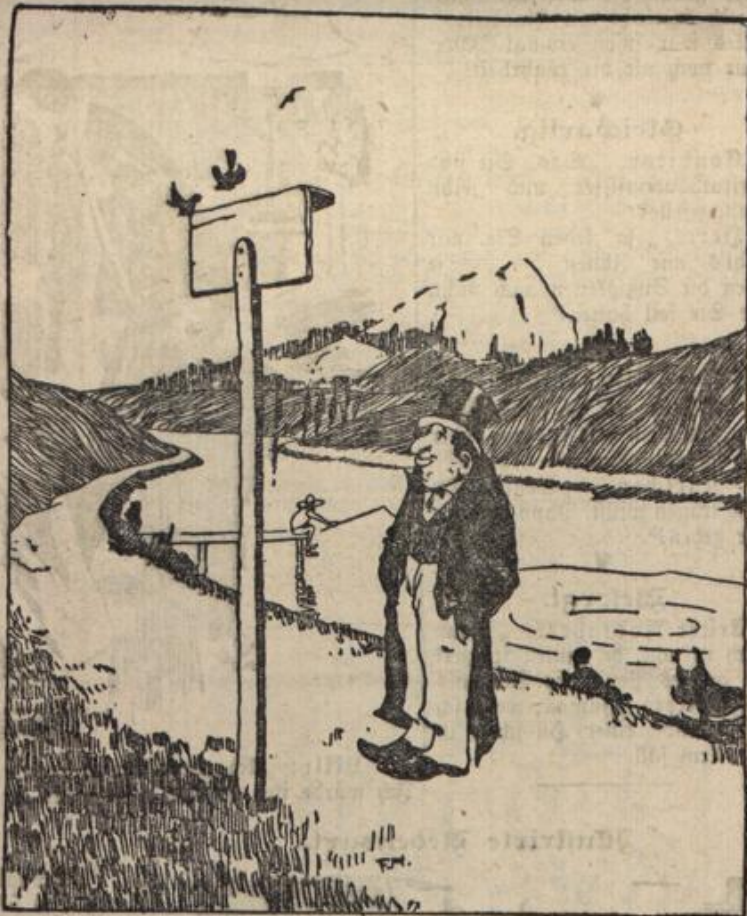
„Der Spektakel im Hof ist wirklich unangenehm! Marie, ist der Corridor abgesperrt?“
 „Gewiß!“
 „Gehen Sie hinaus und drehen Sie den Schlüssel noch einmal herum.“

Ein wunder Punkt.



Polizeikommissar: „Weshalb haben Sie nun die gefüllte Geldkiste im Badon stehen lassen, während Sie doch alles andere mitnahmen?“
 Strolch: „Ach ja, Herr Kommissar, deshalb hat mir meine Alte auch von furchtbare Vorwürfe gemacht!“

Seine Ansicht.



„Mühte noch viel höher bestraft werden, das Baden!“

Nicht anerkannt.

Student: „Am nächsten ‚Ersten‘ ziehe ich aus, Meister!“
 Hausherr: „Oho, aber nicht eher, bis Sie mich auf Heller und Pfennig bezahlt haben!“
 Student: „Na meinetwegen denn, so bleibe ich wohnen! (Für sich) So kommt's oft, wenn man es wirklich mit den Leuten gut meint!“

Reisbild.



Wer lauscht hier?



Schein=Eben

Roman von Carl Engelhardt.

(15. Fortsetzung).

Memmelsdorf litt immer mehr unter diesem Gespräch; doch im Interesse Marias wollte er es noch nicht aufgeben.

„Aber arbeiten würde das Mädchen sehr gern. Sie näht. Buntstich. Du nicht das eine oder das andere von ihr anfertigen lassen?“

Villy sah ihren Gatten so verblüfft an, als hätte er etwas Unfassbares gesagt. Dann wurde sie zum ersten Mal seit Beginn der Unterredung lebhaft.

„Was? von einer fremden, hergelaufenen Person meine Sachen machen lassen? Das mußt Du mir im Ernst zu? Nein, weißt Du, nun wirst Du komisch. — Ich habe meine Schneiderin.“

Nun war die Geduld Memmelsdorfs zu Ende.

„Hör' mal! Lebt denn in Dir garnichts von einem menschlichen Empfinden? Bist Du denn wirklich nichts wie eine Puppe ohne Herz und Seele?“

Villy erhob sich. Und den Kopf in den Nacken geworfen, sagte sie in ihrem hochfahrendsten Ton:

„Und in Dir scheint nichts von dem Bewußtsein zu leben, welche Rücksichten ein — ein anständiger Mann seiner Frau schuldet.“

Und gelassen schritt sie zur Thür, die in das nächste Zimmer führte.

„So ach'!“ rief ihr Memmelsdorf, halb außer sich, nach.

Dann stürzte er auf den Korridor, riß Hut und Ueberrock vom Nagel und eilte die Treppe hinab.

Er mußte hinaus — er konnte — und das nicht zum ersten Mal seit seiner Verheiratung — nicht mehr zu Hause bleiben. Zu wild tobte und kochte es in ihm. Nur fort — unter die Leute, um dort soviel wie möglich Vergessen zu suchen. Und heute hatte er es gräßlicher als je empfunden — sein Elend. Er wußte selbst nicht, warum.

Die Hohlheit Villys war ihm heute unverhüllter als je entgegengetreten. Die Oede seines Heims wurde ihm doppelt fühlbar. Ein stürmisches Verlangen, ein heißes Sehnen nach einem Frauenherzen, das ihm heiß entgegenschlug, durchströmte ihn. Er kam sich einsam, verlassen vor. Nicht einmal an Falkner dachte er. Es war ihm trostlos zu Mute. Er hätte aufschreien mögen vor Schmerz: „Warum bin ich denn so allein? Warum habe ich denn niemand auf der Welt?“ Verzehrend faßte ihn der Wunsch nach einem Heim, einem wirklichen Heim.

Und leise, ohne seinen Willen, stieg das Bild Marias vor ihm auf, und er begann sich ein Heim auszumalen, das sie belebte, in dem sie schaltete und waltete.

(Nachdruck verboten.)

Der Gruß eines Bekannten riß ihn aus seinen Träumen. Dieser lud ihn ein, in ein Weinrestaurant mitzukommen. Memmelsdorf nahm apathisch an. Es war ihm gleichgültig, wohin er ging.

Lange aber litt es ihn nicht in Gesellschaft und er verabschiedete sich.

Er begab sich in das Justizgebäude, um seinen Dienst zu versehen. Vergebens bemühte er sich, nur an seine Arbeit zu denken. Das Antlitz Marias blickte ihr aus allen Ecken und Enden entgegen, bis er schließlich die Akten bei Seite warf, seinen Hut nahm und wieder planlos durch die Straßen irrte. Einmal hatte er vor, nach Hause zu gehen. Als er aber in die Nähe seiner Wohnung kam, packte ihn ein Grauen und er kehrte wieder um. Als er sich plötzlich vor der Thür des Theaters fand, brach er, hineinzugehen. Der Nachmittag war inzwischen stark vorgechritten und es war nur noch eine Viertelstunde bis zum Beginn.

Man gab „Nora“.

Schon nach dem ersten Akt hielt er es nicht mehr aus. Das Spiel erschien ihm steif, seelenlos. Die geschminkten Gesichter widerten ihn an.

Er ließ sich wieder in ein renommiertes Weinstöckchen fahren. Hier wählte er sich einen Tisch ganz versteckt in der Ecke, und da lag er, allein, vor seiner Flasche — er wußte nicht, wie lange — und grübelte und sann. Und immer elender wurde ihm zu Mute, immer trostloser erschien ihm seine Lage und immer mehr grante es ihm vor seinem Heim, in dem jeder Seelenhauch, jede Wärme fehlte.

Erst gegen Mitternacht machte er sich auf den Nachhauseweg.

Schon der nächste Tag sah Memmelsdorf wieder in der Parfübergasse.

Als es an der Thür klopfte, fuhr Maria mit freudigem Grinsen auf:

„Wer konnte zu ihr kommen? Wenn „er“ es wäre —?“

Enttäuscht erkannte sie Memmelsdorf.

„Guten Tag, Fräulein Schirmer.“

„Ah — — Sie, Herr Memmelsdorf? — Guten Tag! Haben Sie schon etwas für mich zu thun gefunden?“ Das war ihr erster freudiger Gedanke gewesen, da er so unerwartet früh wiederkam.

„Noch nicht. Aber ich brachte es nicht fertig, mich heute nicht nach Ihnen umzusehen. Das gestrige Bad hätte doch üble Folgen haben können.“

Maria schüttelte den Kopf.

„Ich bin eine kräftige Natur. — — Aber — — bitte —“

nehmen Sie doch Platz." Sie mußte es ihm ja wohl anbieten, wollte sie nicht unhöflich sein. Gerne that sie es nicht.

Sie rückte einen Stuhl zurecht und fügte entschuldigend hinzu: „Sie wissen ja, es ist nicht sehr bequem bei mir. Sie müssen eben verzeihen.“

„Ich habe nichts zu verzeihen. Daß ich wiedergekommen bin, beweist Ihnen, wie wohl ich mich auch so bei Ihnen fühle.“ Maria warf Memmelsdorf einen schnellen, forschenden Blick zu. Wieder dieser sonderbare Ton! Was sollten diese Worte bedeuten? Sie lenkte das Gespräch sofort ab.

„Haben Sie Herrn Dr. Falkner schon wieder getroffen und ihm meinen Gruß ausgerichtet?“

Memmelsdorf fing thatsächlich bald an, auf Falkner ärgerlich zu werden, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte.

„Ich war seit gestern mittag nicht mehr mit ihm zusammen. — Haben Sie Sehnsucht nach ihm?“

Das sollte wie ein Scherz klingen.

„Wie man's nimmt. So wie Sie es vielleicht meinen — nicht. Das wäre auch dumm; denn er ist ja verheiratet. Aber ihn wiederzusehen würde mich sicher freuen. Warum auch nicht?“

„Na — das kann ja geschehen. Ich will's ihm sagen.“

Erschrocken sprang Maria auf und schlug die Hände zusammen.

„Nicht um alles —! Wie können Sie daran denken — ich bitte Sie. Was würde er von mir halten! Sie thun das auch garnicht! Nicht wahr, Herr — Memmelsdorf?“

Das letzte sagte sie so innig und sah ihm so treuherzig bittend in die Augen, daß er sich übermenschliche Gewalt anthun mußte, um sie nicht in seine Arme zu reißen und ihr Gesicht mit Küßsen zu überschütten.

Er fühlte, allzu lange reichte seine Kraft nicht mehr. Und um vor sich selbst zu fliehen, erhob er sich — früher, als es seinen Wünschen entsprach.

„Ich — scherzte nur, Fräulein Schirmer. — Aber da es Ihnen wohl geht, habe ich ja nun keinen Grund mehr, Ihnen noch länger zur Last zu sein —“

„Aber — Herr — Memmelsdorf — Sie sind mir doch nicht zur Last. —“

Ohne Verlegenheit vermochte sie doch nicht zu lägen und das peinliche Gefühl zu verbergen, das ihr der völlig ungewohnte Herrenbesuch verursachte. Sie schalt sich selbst kleinlich und beschränkt. Sie hatte doch wirklich nur Grund zur Dankbarkeit!

Memmelsdorf hatte das Unwahre aus ihrer Antwort herausgehört und es schmerzlich empfunden. Er reichte ihr die Hand.

„Na — leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!“

„Adieu, Herr Memmelsdorf. Besten Dank für Ihren Besuch. Und — nicht wahr, Sie denken auch, bitte, daran, daß ich nicht allzu lange Ihre Schuldnerin bleiben möchte. — Leben Sie wohl! — Einen Gruß an Herrn Dr. Falkner.“

Memmelsdorf wurde erst wieder ruhiger, als ihm auf der Straße der Wind in das Gesicht schlug.

Er schüttelte langsam den Kopf.

War es schon soweit gekommen mit ihm? Vermochte dieses Mädchen sein Blut schon dermaßen in Wallung zu bringen, daß er es nicht mehr ruhig hinnehmen konnte, wenn er erkannte, daß er ihr gleichgültig war? Der Teufel — er war doch ein Mann — und schließlich keiner von den schlechtesten! Wollte er sich aufdrängen, wo man nicht einmal seine guten Absichten anzuerkennen schien? Sollte er sich etwas vergeben aus Liebe zu einem Mädchen? Aus Liebe —! Es war ja zu toll! Er, der die „himmlerstürmende Liebe“, wie er sie genannt hatte, stets nur bespöttelt hatte!

Er veripottete sich selbst. Fris — Fris — Philister über Dir! Es war thatsächlich höchste Zeit, nicht mehr hierher zu kommen. Es sollte heute das letzte Mal gewesen sein! —

Aber es war nicht das letzte Mal. Memmelsdorf kam wieder und wieder. —

Bisweilen versuchte er wegzubleiben, wie nach jenem ersten Besuch. Wenn jedoch zwei oder drei Tage verstrichen waren, ohne daß er Maria gesehen hatte, dann hielt er es nicht mehr aus. Unwiderstehlich, mit tausend Gewalten zog es ihn in die Sammerstätten der Armen, die er sonst mit scheuem Fuß gemieden; trieb es ihn in die hauffällige Häuserreihe der Barfüßer-

gasse. Er scheute nicht das Elend, an dem er vorbei mußte; nicht den Schmutz, den er zu überschreiten hatte. Er sah nur noch eins, das kindliche Gesicht Marias, ohne daß er nicht mehr leben zu können glaubte. Er sah ein, daß er ohne Grund nicht zu ihr kommen durfte. So brachte er denn stets einen neuen Auftrag mit für sie und freute sich kindisch über das freundige und dankbare Lächeln, das er dadurch jedesmal auf ihrem Gesicht hervorzauberte.

Sie hatte keine Ahnung, daß all die Aufträge nur von Memmelsdorf ausgingen und daß die ganze Menge des von ihr gelieferten Weißzeuges, auf dessen Anfertigung sie in Anbetracht der feinen Stundschacht all ihre Geschicklichkeit verwandte, in das Armenhaus wanderte. Es wurde stets abgeholt. Warum sie alles zu Hause arbeiten mußte, dafür wußte Memmelsdorf Ausreden. Und daß die Damen, welche die Wäsche bestellten, nicht persönlich in ihre ärmliche Wohnung kamen, schien ihr selbstverständlich.

Weniger selbstverständlich war es ihr allerdings, daß Memmelsdorf alle Aufträge persönlich überbrachte. Dafür sah sie eigentlich keinen zwingenden Grund ein. Aber allzulange überlegte sie nicht.

Sie war ja so froh, so glücklich, nun wieder zu verdienen! Und sogar so reichlich zu verdienen, daß sie anfangen konnte, Memmelsdorf ihre Schuld abzutragen.

Und dieser nahm ihre kleinen Teilzahlungen an, um sie nur zufrieden zu stellen und ihr die herzliche Freude nicht zu rauben, die sie dabei empfand. Er hätte ja alles gethan, um sie nicht zu erzürnen, um nicht ihrer Gesellschaft beraubt zu werden.

Er zweifelte schon lange nicht mehr. Er konnte nicht mehr zweifeln. Was er für Maria empfand, das war Liebe. Seine Wahrheitsliebe mußte es zugestehen, mochte sich seine Vernunft und sein Trost noch so sehr dagegen auflehnen.

Wie war es doch nur über ihn gekommen — das Verhängnis? Denn es war das Verhängnis; das fühlte er. Und er schämte sich, daß er so klein geworden war; das etwas über ihn gekommen war, das stärker war als er mit all seinem lachenden Spott.

Wie hatte es geschehen können?

War es die Liebeleere seines eigenen Heims, die zum fruchtbaren Boden für jenes Gefühl geworden war? Oder schlägt für jeden, auch für den, der sich am meisten dagegen gesetzt glaubt, einmal die Stunde, wo es ihn packt mit elementarer Gewalt in alles bewältigender, jeden Vorsatz, jede Vernunft erstickender Liebe? Nein — für jeden nicht; das war nicht zu leugnen. Es liefen ja Tausende durch die Welt, wie Gliederpuppen, die man an Fäden zieht — mit viel Vernunft und wenig Herz; glücklich und zufrieden, obwohl oder vielleicht gerade weil keiner von ihnen je von den Flammen durchloht worden ist, die die Erde zum Himmel oder zur Hölle machen können.

Liebe — Liebe —! Alle Welt hört man dieses Wort im Munde führen. Alle Welt scheint es zu regieren! Und dennoch wurde gerade dieses Wort wie kein anderes vergewaltigt, wie kein anderes zum Deckmantel von allem möglichen gemacht.

Und er selbst? Er war ja auch einer von denen gewesen, die jenes Wort nicht ohne Lächeln aussprachen; die nicht begreifen wollten, daß Liebe ein ernstes, tiefstes Gefühl ist, das ebenso ernst genommen werden muß!

Fürwahr — man sollte nicht spotten über die Rätsel des Menschenherzens, die dem forschenden Geiste unlösbar scheinen.

Das war nun die Rachel! Ihn mußte die Liebe treffen — treffen bis ins innerste Mark, und unglücklich, ansichtslos, hoffnungslos. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß Maria bis jetzt nichts Tieferes für ihn empfand; daß ihr Herz Falkner gehörte, wiewohl sie ihn nicht mehr wiedergesehen hatte. Fast jedes Wort von ihr verriet es ja. Und er durfte seine Liebe ja nicht einmal zu deutlich merken lassen, um seinen Verkehr bei ihr nicht unmöglich zu machen. Und jagte eine Ahnung ihm bereits so, daß es mit diesen Besuchen nicht allzu lange mehr dauern werde. Und was sollte dann werden?

Weiß der Himmel, Falkner hatte ihn leider besser gekannt als er sich selbst. Wie hatte ihn dieser doch einst gesagt, als er lachend erklärte, kein Gefühlsmensch zu sein? „Gebet Gott, daß Du nie aus diesem Irrtum erwachen mögest.“

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnisvolle Millionär.

(Modernes Erlebnis eines amerikanischen Polizeibeamten).

Von Anselm Satter.

Eines Tages ließ mich mein Chef zu sich rufen.

„Sie wissen, Mr. Spide“, sagte er, „daß die Versicherungsbank „Franklin“ um mehr als eine Million Dollars beraubt worden ist.“

„Wie sollte ich nicht? Die Geschichte bildet ja während dieser ganzen Woche das Newporter Tagesgespräch, und als Mann vom Fach habe ich die Einzelheiten in den Zeitungen genau verfolgt.“

„Also sagen Sie mir, so kurz als möglich, was Sie wissen.“

„Ich weiß“, erwiderte ich, „daß der Raub in der Stahlkammer der Bank erfolgt ist, obgleich dieselbe mit allen modernen Sicherungsmaßnahmen versehen ist. Aus der Stahlkammer führen nach allen Theilen der Bank elektrische Signale. Auch ist in der Kammer ein photographischer Apparat aufgestellt, der das Bild des Eintretenden festhält. Der Dieb muß aber mit den Einrichtungen der Bank genau bekannt gewesen sein, da er es verstand, alle diese Einrichtungen außer Funktion zu setzen. Natürlich hat sich der Verdacht auf die Beamten der Bank gelenkt, aber trotz der sorgfältigsten Untersuchungen ist für diesen Verdacht bisher nicht der geringste Anhalt gefunden worden.“

„Sehr richtig“, sagte mein Chef, beifällig nickend, „so steht die Sache. Nun habe ich neuerdings die Nachricht erhalten, daß in Boston plötzlich ein mehrfacher Millionär aufgetaucht ist, welcher seine Reichthümer offen zur Schau trägt, ohne die Herkunft derselben zu verrathen. Der Mann ist ein Deutscher und heißt Wilbing. Zwar haben wir durchaus keinen Anhalt dafür, daß er zum Bankraub in Verbindung steht, aber die dortige Polizei hält es zum mindesten für wahrscheinlich. Ihr Auftrag, Mr. Spide, ist es nun, hinzureisen, den geheimnißvollen Millionär unter einem Vorwande zu besuchen und ihm auf den Zahn zu fühlen. Diejenigen Beamten, welche bisher die Untersuchung geleitet haben, werden Sie mit allem nothwendigen Material für Ihre Forschungsreise versehen.“

Zwei Tage darauf befand ich mich bereits in Boston und schlenderte die Straße hinunter, in welcher die luxuriöse Villa des Herrn Wilbing lag. Bald hatte ich sie erreicht.

Ich sah das reichverzierte Gitter, den prachtvollen Vorgarten, das palastartige Haus an und zog die Glocke.

„Darf ich um den Namen bitten?“

Ueberrascht sah ich ringsum, es war niemand zu erblicken, der diese Worte gerufen haben könnte, und doch erklang es wieder deutlich:

„Darf ich um den Namen bitten?“

Schließlich entdeckte ich neben dem Namensschild ein Schallloch, und ich rief meinen Namen — meinen angenommenen Namen natürlich — in das Rohr hinein. Langsam öffnete sich das Gitter und gleichzeitig die Hausthüre. In der mit dem raffiniertesten Luxus ausgestatteten Vorhalle empfing mich Herr Wilbing selbst.

Ich stellte mich ihm als Herr von Spitz vor, als Deutsch-Amerikaner, was ich ruhig durfte, da meine Mutter eine geborene Münchenerin ist und ich daher die deutsche Sprache vollkommen beherrsche. Ich sagte ihm, daß ich gekommen wäre, um mir seine berühmte Gemäldegallerie anzusehen, wenn er es gestatte. Mit großer Freundlichkeit willigte er ein, mich selbst zu führen. Ich war sowohl von seinem ansprechenden Aeußern, als auch seinem lebenswürdigen Wesen sofort überrascht, und als Privatmann würde ich ohne Weiteres von seiner Unschuld überzeugt gewesen sein, was mich natürlich nicht hinderte, in meiner Eigenschaft als Polizeibeamter ein scharfes Auge auf ihn zu haben.

Die Gemäldegallerie, in welcher er mich führte, war das Wunderbarste, was ich je im Leben sah. Ich will gar nicht von dem immensen Werthe dieser Gemälde alter und neuer Meister sprechen, welchen ich wohl zu würdigen wußte, da ich meine Muhestunden mit dem Studium der Malerei auszufüllen pflegte.

Was mich mit besonderem Entzücken erfüllte, war jedoch die kunstvolle Beleuchtung der Bilder. An den Wänden hingen verschiedene seidene Schürze herab. Bog man an der einen, so rollten Vorhänge hinab, welche das Tageslicht verdeckten. Das Ziehen an einer zweiten Schnur spendete elektrisches Licht. Gewisse Bilder konnten roth, andere gelb usw. beleuchtet werden. Bei einigen war Arrangement und Beleuchtung so künstlich angebracht, daß in den Gemälden alles zu leben schien.

Meine kritischen Bemerkungen über das Gesehene schienen ihm zu gefallen. Er verwickelte mich in ein Kunstgespräch und lud mich zuletzt in so freundlicher Weise ein, mit ihm zu frühstücken, daß ich es nicht zurückgewiesen hätte, auch wenn ich nicht beson-

deres Interesse an einem längeren Beisammensein mit ihm gehabt haben würde.

Wir betraten ein Zimmer, welches an Eleganz mit dem Salon einer vornehmen Dame wetteifern konnte. Wir ließen uns nieder, und er drückte auf einen Knopf, über welchem die Inschrift „Frühstück“ angebracht war. Aus einer Vertiefung stieg ein Tischchen mit außerlesenen Speisen und Getränken empor. Er mochte mein Erstaunen nicht nur über diese Zauberei, sondern die ganze Ausstattung seiner Wohnung, die nur für ihn allein bestimmt schien, auf dem Gesichte gelesen haben.

„Mit Geld kann man heutzutage viel erreichen“, sagte er kurz, wie um jede weitere Erörterung dieses Themas abzuschneiden. Auf die Gefahr, ihm zu mißfallen, knüpfte ich dennoch an seine Aeußerung an.

„Fürchten Sie nicht, Herr Wilbing, dem ersten besten Fremden solche Reichthümer zu enthüllen?“

„Ich habe in meinem Leben so viele Gefahren — —“

Er brach rasch ab, als hätte er schon zu viel gesagt. Dann fuhr er mit etwas verlegener Stimme fort:

„Fast jedes meiner Zimmer enthält Apparate, durch welche ich mich gegen etwaige Ueberfälle vertheidigen kann. Sie sitzen z. B. auf einem Stuhl, auf dessen Lehne sich eine versilberte Kupferplatte befindet. Diese vermag ich durch eine Vorrichtung so mit Electricität zu laden, daß Sie bei der geringsten Berührung der Platte völlig betäubt zu Boden stürzen. Aber ich sehe, ich habe Sie erschreckt, und da wir unser Frühstück beendet haben, möchte ich versuchen, Sie wieder in eine heitere Stimmung zu versetzen. Das hiesige „Deutsche Theater“ brachte gestern ein neues Lustspiel, welches einen so großen Erfolg hatte, daß ich sofort die von einem Momentphotographen aufgenommenen Films dieser Vorstellung kaufte. Bitte kommen Sie.“

Ohne meine erstaunten Einwendungen zu beachten, führte er mich ins „Theaterzimmer“, hieß mich vor einer kleinen Bühne, wie sie in Marionettentheatern üblich ist, niederstigen und brachte mit wenigen Griffen das Kinetoskop und den Phonographen in Thätigkeit. Die Aufführung war eine so getreue Wiedergabe der Original-Vorstellung, daß ich unwillkürlich nach jedem Akte applaudieren muß.

Herr Wilbing bestand mit liebenswürdigem Zwange darauf, daß ich den ganzen Tag über sein Gast sein müsse, und da ich nur sehr lauen Widerspruch dagegen erhob, blieb ich es auch.

Ich will nun nicht langschweifig erzählen, wie er alles aufbot um mich zu unterhalten, wie er mich mit einem in St. Franzisko wohnenden Schachmeister telephonisch verbinden ließ, nur damit ich das Vergnügen hätte, an diesen berühmten Mann eine Parthie Schach zu verlieren, wie er mich in seinen Park führte, in welchem sich ein kleiner See in einem Marmorbecken ausbreitete, wie wir hier ein erfrischendes Bad nahmen, mit allem Luxus welchen das raffinirteste Modebad gewähren kann, und vieles andere.

Nachdem ich etwa einen halben Tag in der Villa meines gastfreundlichen Wirthes zugebracht hatte, war ich so fest überzeugt, daß dieser Mann sicherlich mit keinem Verbrecher in Verbindung stehen könne, daß ich mich, obgleich ich mich der großen Verantwortung voll bewußt war, doch kurz entschloß, Herrn Wilbing die volle Wahrheit zu gestehen.

„Mein Name ist nicht von Spitz, sondern Spide, ich bin nicht nur Kunstfreund, sondern auch Polizeibeamter, und ich bin zu Ihnen geschickt worden, weil Sie im Verdachte stehen, den großen Bankraub in der Newporter Versicherungsanstalt „Franklin“ ausgeführt zu haben, oder wenigstens daran theilhaftig zu sein.“

Seine Gesichtsfarbe veränderte sich nicht. Ich sah ihm an, daß er im Zweifel war, ob er lachen oder entrüstet sein sollte.

„Es ist eine gerechte Strafe für mein Heimlichthun“, sagte er endlich. „Woher mein Reichthum stammt, kann ich Ihnen mit wenigen Worten sagen. Ich war in Klondyke, wo ich mit beispiellosem Glück operierte. Die Reise dorthin wurde mir leichter, als sie je einem Klondykefahrer gewesen ist; ich hatte kaum meinen Claim in Besitz genommen, als ich beim Graben auf eine so reiche Goldader stieß, daß ich sogleich mit ungeheuren Reichthümern zurückkehren durfte. Nun kommt das, was Ihnen vielleicht sonderbar erscheinen wird. Ich schämte mich meines Glückes. Wenn ich meine Reichthümer durch langjährige, saure Arbeit erworben hätte, ich würde mit ihrem Ursprung geprahlt haben, aber so wie es jetzt stand, fürchtete ich den Spott und den Neid der Menge.“

Ich sah ihm wohl an, daß er mein Erstaunen und meine Zweifel über diese einfache Lösung des scheinbaren Geheimnisses bemerkte, aber er äußerte kein Wort darüber, sondern brachte die Unterhaltung auf den Bankdiebstahl.

„Haben Sie nicht die geringste Spur von dem Räuber entdecken können, haben Sie keinen Anhalt, wer es gewesen sein mag?“

„Nicht die geringste Spur, wenigstens nicht, was man so nennen kann.“

„Also doch etwas?“

„Es ist nicht des Erwähnens werth. In der Stahlkammer, in welcher der Raub ausgeführt wurde, befindet sich ein photographischer Apparat. Beim Oeffnen der Thür flammt ein Magnesiumblich auf und das Bild des Eintretenden wird auf der leichtempfindlichen Platte des Apparates fixirt. Man hätte also erwarten sollen, das Bildniß des Einbrechers auf der Platte vorzufinden. Nun muß aber, wie bereits erwähnt, der Dieb die Einrichtung der Stahlkammer sehr genau gekannt haben. Er hat das Aufklappen des Magnesiumlichtes verhindert, dagegen muß er eine Blendlaterne bei sich gehabt haben, und das Licht derselben genügt, die Platte, wenn auch sehr schwach zu beeinflussen. Die Platte wurde entwickelt und hier sehen Sie das Resultat.“

Dabei zog ich eine Photographie hervor und reichte sie ihm hin.

„Das Bild“, sagte er nach längerem Betrachten kopfschüttelnd, „könnte allerdings die Unterschrift tragen. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Aber sollte dies hier recht nicht der Umriss einer menschlichen Gestalt vorstellen?“

„Das ist allgemein vermuthet worden. Aber was hilft das? Aus der Abbildung geht nicht einmal hervor, ob der Kopf der abgebildeten Gestalt die Gesichtszüge oder das Paar der betreffenden Person zeigt.“

Mein Wirth erhob sich plötzlich in großer Hast.

„Bitte, wollen Sie mir in meine Dunkelkammer folgen, Mr. Spide?“

Ich folgte augenblicklich, aber wie ich gestehen muß nur mit der größten Beschränkung. Schon das Wort Dunkelkammer ließ mir die Haut schauern, obwohl ich natürlich wußte, daß es sich um eine photographische Dunkelkammer handle. Ich hüte mich, irgend einen Gegenstand zu berühren, um nicht etwa durch eine starke Dosis Electricität betäubt, umzukommen.

„Wie“, dachte ich, „wenn er nach meinem Geständniß, daß ich Polizeibeamter bin, mich verschwinden zu lassen beabsichtigte und dann mit seinem Raube selbst spurlos zu verschwinden?“

Doch schon war die Dunkelkammer erreicht, in der ich allerdings nichts als photographisches Handwerkszeug bemerken konnte.

„Hier sehen Sie, Mr. Spide“, sagte er auf einen in der Mitte der Kammer stehenden Apparat deutend, „die vollkommenste Maschine, welche bisher konstruirt worden ist. Der Erfinder hat sie mit Röntgenstrahlen-Beleuchtung versehen, welche nach der neuesten Entdeckung das schärfste Licht überhaupt ergeben. Auch meine chemischen Präparate sind die vollkommensten, welche geliefert werden konnten — doch will ich Sie nicht lange mit der Vorrede aufhalten. Ich werde Ihre Photographie noch einmal photographieren und — nun sehen wir zu.“

Sicherlich besaß er die wunderbarsten Apparate der Welt, denn bereits nach einer halben Stunde überreichte er mir eine Photographie, auf welcher nicht nur die Umrisse der Stahlkammer, sondern auch die Gesichtszüge der darin befindlichen Gestalt deutlich hervortraten.

Ich nahm mir kaum die Zeit, meinem Wirth zu danken. Eiligst verabschiedete ich mich und reiste nach Newyork.

Der Direktor der Versicherungsbank erkannte in dem Verbrecher sogleich einen Reisenden seines Instituts, und da dieser überzeugt, daß man keine Spur seiner verbrecherischen Thätigkeit finden würde, sich noch in Newyork befand, konnte er sogleich verhaftet werden. Er gestand die That und gab den größten Theil seines Raubes wieder heraus.

Herr Wilking baut gegenwärtig in Boston ein Technikum, welches den Kindern mittelloser Leute die Möglichkeit gewähren soll, sich zu tüchtigen Technikern heranzubilden.

Geheime Krankheiten des Nervensystems durch jugendl. Verirrungen und deren Folgen. Broschüre gratis u. franco unter Verschluß 30 Pfg. 5567

H. Th. Bie mann's Atelier f. el. Apparate, Wiesbaden, Karlstr. 18

Atelier für künstl. Zähne (naturgetreu) u. schmerz. Zahnoperationen Friedrichstr. 50, 1. Paul Rehm, Dentist. Sprechst. 9—6 Uhr.

Dampfer-Fahrten.

Rhein-Dampfschiffahrt.

Rölnische und Düsseldorf-Gesellschaft.

Abfahrten von Bieorich Morgens 6.25 bis Coblenz, 8. 9.25 (Schnell-fahrt „Borussia“ u. Kaiserin Auguste Victoria), 9.50 (Schnellfahrt „Hansa“ und „Niederrhein“), 10.20, 11.20 (Schnellfahrt „Deutscher Kaiser“ und „Wilhelm Kaiser und König“), 12.50 bis Köln. Mittags 3.20 (nur an Sonn- u. Feiertagen) bis Bingen, 4.20 bis Remwed, Abends 6.35 (Waterschiff) bis Bingen. Nach mittags 2.25 bis Mannheim. Morgens 10.20 bis Düsseldorf und Rotterdam. Gepädwagen von Wiesbaden nach Bieorich Morgens 7 1/2 Uhr.

Räthsel und Aufgaben.

Schieberäthsel.

Essella, Chokolade, Schwierigkeit, Dokumentenschrank, Meerzwiebel, Fosalangeiger, Pagnoten, Trennung.

Vorstehende Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts demartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen die Namen zweier Componisten zu lesen sind.

Versteckräthsel.

In jedem der folgenden Sätze ist ein Wort versteckt, dessen Bedeutung am Schluß eines jeden Satzes angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen den Namen eines nordischen Vorgebirges.

1. Bei den Brüdern war Harmonie leider niemals vorhanden (Französischer Marschall).
2. Otto der Große war ein deutscher Kaiser (Fisch).
3. Nur durch seine Grausamkeiten hat Nero seinen Namen der Nachwelt bekannt gemacht (Blume).
4. Die Reibungen der Engländer vom Kriegsschauplatz in Südafrika sind sehr unzuverlässig (Fisch).
5. Der Künstler geräth bei dem leisesten Widerspruch in Aufregung (Land in Asien).
6. Dieser Brief ist an Selma adressirt (männlicher Name).
7. Mein Freund hat mir sein neuestes Epos endlich vorgelesen (Provinz in Preußen).

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Wortspiel und Akrostichon.

a	b
Esel	Wesel
Gent	Agent
Otto	Lotto
Eger	Deger
Dom	Edom
Heine	Reine
Alz	Salz
Bingen	Ebingen
Lias	Elias

Waldersee.

Rebus.

Erwerben und sparen zugleich macht am gewissten reich.

Der alte Praktikus sagt:



In der That ist Ori das sicherste, wirksamste, zuverlässigste, **Insekten-Zötungsmittel**

speziell für Fliegen, Flöhe, Käuse, Kakerlaken, Schwaben etc. Aus den zahlreichen Anerkennungs-schreiben: „Ori ist famos.“ — „Ihr Ori wirkt kolossal.“ — „Habe großartige Erfolge erzielt.“ — „Ihr Ori wirkt besser wie andere Sachen.“ — „Verwende bloß nur noch Ori.“ Jede Originalflasche im Garantiekarton luftdicht und doppelt verpackt. Niemals lose zum Nachfüllen. Also Vorsicht beim Einkauf. Preis pro Flasche 50, 60, 100 Pfg. überall zu haben. Man lasse sich auch nichts anderes als Ersatz oder ebenso gut aufreden. Der neue Ori-Bläser für kräftigste und bequemste Ausnützung des Ori 60 Pfg.